



II. Abteilung: Mitteilungen.

Adalbert Stifter (1805—1868).

Von P. Tezelin Halusa, O. Cist.

(Schluß zu Heft II—III. 1906, S. 399—408.)

Sic!

Obwohl die Erstlinge der „Studien“ zu einer Zeit der Gährung in Religion, Politik und Literatur erschienen, enthalten sie nicht das Geringste von der damaligen Gewitterschwüle oder von jener widerlichen Lebensanschauung, wie sie zur Stunde in vielen sogenannten „Tendenzromanen“ ihre Orgien feiert. Stifter schrieb eben seine Novellen nicht aus Ruhmsucht oder Gewinn oder aus Eitelkeit, um hiedurch in guter Gesellschaft zu glänzen, vielmehr in bewußter Gegensätzlichkeit zur „niedrigen unmoralischen Richtung der Tagesliteratur“, der gegenüber seine Dichtungen „als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde“ gelten sollten. Der Dichter, weit entfernt, durch blendende Art der Darstellung nach einer leichtfertigen Lesermenge zu haschen oder durch leichtfertigen Inhalt zum Büchermacher herabzusinken, suchte vielmehr, aus „Ekel über das Unmaß von Schmutz zur Entwürdigung der Gesellschaft“, zur sittlichen Restauration der schönen Wissenschaft das Seinige beizutragen; und in der Tat gelang es ihm, nicht bloß die vornehme Welt plötzlich mit Begeisterung zu erfüllen und die damals nicht gerade literaturfreundlichen Kreise des österreichischen Hochadels für sich und seine Eigenart zu gewinnen, sondern er zog auch, wie durch Zauber, fast die ganze „staubige und fiebrhafte Welt mit sanfter und dennoch zwingender Hand in seine stillen Täler, auf die weitschauenden böhmischen Grenzhügel, in die geheimnisvollen Schauer des Hochwaldes oder durch die gekünstelten Gartenbeete eines idyllischen Landsitzes“, oder aber

sie mußte ihm in die weite, phantasienährende Heide folgen oder endlich in ein altes Dachstüblein unter den wunderlichen Kram von vergilbtem Mobiliar. Unbewußt und ohne Polemik eröffneten (nach Eichendorff) Stifters „Studien“, ohne nur im geringsten „auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder der bloßen Neugier auszugehen, sondern auf Erfüllung eines schönen Gemüths“ einen hoffnungsvollen und siegreichen Feldzug gegen die herrschende Modeliteratur: Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Zerissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Mit weichen Pinselstrichen und duftigzarten Aquarellfarben schuf er Bilder voll unendlicher Ruhe und innerer Harmonie, belebte er eine Natur, die den stillen Zauber der Waldeinsamkeit oder eines abendlichen Horizontes atmet, in wundersamer Weise oder lehrte in ihr den Gottesgedanken, der auch im unscheinbarsten Heideblümchen lebt, treu und innig erfassen und verehren. So entstanden, mit der saubersten Miniaturmalerei ausgeführt und doch nicht im Detail versinkend, Einzelbilder, bis ins Einzelste vollendete Gemälde von Landschaften, die wohl in der mosaikartigen Zusammensetzung des Gesamtbildes an Klarheit verlieren, da sie nicht mit einem großen Blick insgesamt aufgenommen werden können, aber nichtsdestoweniger einen bedeutenden Gesamteindruck hinterlassen.

Stifters Sonderheit bezüglich der Poesie besteht darin, daß er „für manchen Leser die schöne Welt draußen und die trauliche drinnen im Stübchen neu entdeckt hat, ja, daß auch der natursinnigste Leser auf hundert neue Geheimnisse kommt, die er sonst hinter Baum und Ackerfeld wohl nie gesucht und gefunden hätte.“ Das Kleine, Unbedeutende ist eben seine Domäne, wobei er freilich bisweilen statt homerischer Breite und epischer Behaglichkeit ermüdende Langeweile und kleinliche Detailsucht pflegt. Um ihm hierin folgen zu können, setzt Stifter bei seinen Lesern ein so überaus feines Empfindungsvermögen voraus, als er selbst es besitzt; er verlangt vom Leser ein mit dem Vergrößerungsglas bewaffnetes geistiges Auge, ein Hineinleben in die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens. Mit gleicher Liebe und Behaglichkeit wie das Erhabene und Große in der Natur, schildert er das Winzige und Verschwindende, den Berg wie den Maulwurfshügel, den Wald wie das Gräschen, überhaupt alles, was draußen webt und lebt, wächst und singt, und dies alles aus innerstem Drange, aus innerster Liebe zur schönen Natur, die in ihren unzähligen Gestaltungen und Erscheinungen seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt besitzt, da sie ihm nur zu oft als Stimmungsbild dienen oder ein Spiegelbild der geistigen Eigenschaften seiner Helden abgeben muß. Wie sich

seine realistische Natur in seinen Gestalten und Situationen äußert, die nichts anderes als dichterisch verklärte Charaktere seiner Umgebung und Selbsterlebtes sind, so wird eine gewisse Landschaft häufig wie ein Lebendes, Menschliches in dieser oder jener Stimmung aufgeführt, um Helden und Leser die kleinen Leiden der Alltäglichkeit leichter ertragen oder vergessen zu machen. Darin ruht nun seine Hauptkraft und Vorliebe. Schöner und tiefblickender hat wohl kein deutscher Stift die öde Heide, die kornbestandene, dörferbesäete Ebene, die Heimlichkeit eines Bergverstecks, den Frieden eines bronnendurchungenen Wiesentales, dann die Gestaltungen der Luft- und Lichtbilder, die Poesie der Wolken, des Mondenscheines, der Nachtruhe, des schläfrigen Sommernachmittags geschildert. Und mit welcher Meisterschaft hat er sich nicht all dieser Szenerien und Betrachtungen ent'edigt! Gottschall sagt: In seiner Art und Weise, die Natur zu beseelen, sich mit kindlicher Verwunderung in ihr großes und kleines Leben zu versenken, uns in eine Stimmung zu versetzen, in welcher wir jede ihrer vergänglichsten Erscheinungen, jeden Vogel, jedes Insekt, alles, was uns sonst alltäglich erscheint, wie ein fremdartiges, bedeutsames Wunder anstaunen, in dieser Schilderung des ganzen stillen Haushaltes der Natur mit sicheren Konturen und glühendem Kolorit ist Stifter unübertrefflich; gerade das Stilleben der Empfindung, das von keinen anderen Interessen gestört wird, zaubert uns die Landschaft in seltenem Glanze vor die Seele. Bild reiht sich an Bild, unter dem Sonnenmikroskope seiner Phantasie gewinnt das Kleinste Gestalt und Leben. — Was Wunder dann auch, wenn die „Studien“ im deutschen Literaturwald eine Aufregung verursachten, wie nicht leicht eine zweite Erscheinung des Jahrhunderts, wenn die Kritik in wirklichen Lobeshymnen ihren Preis sang und Stifter ausnahmslos fast be rauschend Weihrauch entzündet ward. Damit ist allerdings nicht gesagt oder etwa bewiesen, daß sich nichts mangelhaftes in denselben vorfinde: das Feld der Beobachtungen ist ein abgegrenztes, der Kreis der Gedanken bloß mäßig, was freilich wieder den Vorteil in sich birgt, daß sich der Dichter innerhalb desselben umso sicherer bewegt. Er weiß wenig von den Wirrnissen modernen Lebens und wendet sich unwillig ab von allem, was mit dem Anstrich des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen eintritt in den eng umgrenzten, friedlichen Kreis seines Daseins. Wir finden nirgends in Stifters Werken Begebenheiten und Ereignisse, die bedeutend abweichen von dem gewöhnlichen Gange des Lebens. Dabei ist sein Erfindungs- und Kombinationstalent nicht sehr bedeutend; er versteht nämlich nicht zu finden, Geschehenes zusammenzufassen, Eigenes mit dem Tatsächlichen innig zu verschmelzen und so ein reich gegliedertes Kunstwerk zu schaffen.

Was er erzählt, ist bisweilen ziemlich unbedeutend, zumal er das Elend, Not und Drang des Lebens meidet und die Welt, einseitig genug, nur im Rosenschimmer seines Optimismus liegen sieht; da er ferner die bewegenden Kräfte der Außenwelt kraft seiner Sonderlingsnatur nicht zu würdigen vermochte und darum auch ihre Ursache und Wirkung, sowie das Treibende der Leidenschaft in Handel und Wandel nicht kannte, kann von verzweigter Handlung bei ihm nicht die Rede sein und darum auch nicht von einer novellistischen Verkettung der Begebenheiten. Der Stoff fände öfters wohl „in einer Haselnuß“ Raum, und die Erzählung selbst beruht in der Regel auf dürftigen Motiven, ohne von einem geistig bedeutenden Standpunkt getragen zu werden. Grundsätze der Moral und Ergebung in die Pläne der Vorsehung bilden die geistigen und sittlichen Anker in Stifters Dichtungen. Es fesselt nicht das „Was“, sondern das „Wie“ seiner Darstellung. Da nun seine Geschichten durchgehends höchst einfacher Natur sind, der Dichter aber neben seiner wunderbaren Naturmalerei auch noch den Zauber künstlerischer Wiedergabe besaß, so ist es äußerst interessant, zu beobachten, wie sich alles um dieses so dürftige Skelett der Erzählung herumschmiegt, ohne alle bedeutende Einschnitte. Für den Mangel an spannender Handlung entschädigt der Dichter durch ein Mosaik von buntem Gestein, von pädagogischen und ästhetischen Betrachtungen, Kunst- und Naturbildern oder durch seine Form, die stets charakteristisch ist, mag er nun Tagebuchblätter, Briefe, Ich-Erzählungen oder Chroniken bringen. Da er also bei seiner beschränkten Phantasie, wenig umfassenden Menschenkenntnis und Zurückgezogenheit aus persönlichem Verkehr nichts von Menschen wußte, die im Guten oder im Bösen über die Masse hervorragten; da er ferner nie die Leidenschaft kennen gelernt, die aus dem Menschen den Gott und den Teufel macht, und mithin für solche Gestalten und Ereignisse keine Farben hatte, verdankt er seinen Dichterruhm neben der außergewöhnlichen Beobachtungsgabe, die selbst für die unscheinbarsten Regungen in der Natur wie der Menschenseele stets einen liebevollen Blick hat, der Sicherheit der Auffassung, der Tiefe der Intuition, der farbensatten Palette und der vollendeten Sprache. Durch seinen Stil nimmt er unter den österreichischen Prosaikern einen hervorragenden Raum ein; die Bildlichkeit ist bei ihm gleichsam mit organischer Gewalt herausgetrieben, so daß man die intensive Kraft der Bezeichnung herausfühlt und bei ihm in Wahrheit von einer Plastik des Stils sprechen kann, die nirgends in Manier übergeht und nirgends merken läßt, wie sorgsam der Dichter fortwährend an den einzelnen Gedanken feilte, um die schöne Seele auch in einer schönen Schale zu kredenzen.

III.

Der Schöpfer der dreizehn, unter dem Gesamttitel „Studien“ erschienenen Novellen konnte von denselben ohne Unbescheidenheit sagen, daß sie, weil sie „keinen Zeitwert haben und der Mode unterliegen,“ dauern werden. Die tiefe „sittlich schöne Absicht“ derselben, die sich an das „einfache, reine Gemüt“ des Publikums wandten, konnte auch nicht spurlos verloren gehen, ebenso wenig wie die edle Denk- und Empfindungsweise, welche in der Schale köstlicher Naturstudien schlummert und mit unwiderstehlichem Reize geboten wird. Schon darum, weil der Dichter nach eigenem Geständnis sein „ganzes Herz und alle seine Gesinnungen in denselben niedergelegt“, haben sie für alle Zukunft ihren großen und eigentümlichen Wert, wie denn in dem stereotyp gewordenen „schwarzäugigen Buben“ des „Heidedorfs“ niemand anders als Stifter selbst zu verstehen ist, der hier und so vielfach in andern Stücken Gestalten und Situationen seiner Umgebung und die Wahrheit aus dem eigenen Leben zeichnet, wodurch seine Werke erst mit dem Kriterium künstlerischer Schöpfungen ausgerüstet werden. Der Dichter geht in denselben ganz eigene, höchst sonderbare und darum reizvolle Wege. Es erscheinen eine und mehrere Personen . . . wir wissen nicht, was sie zusammenführt, was sie trennt, mit einem Worte, was sie wollen. Es ist uns aber unmöglich, an ihnen vorüberzugehen, und da finden wir denn endlich ein Ereignis, ein Wort, einen Hauch als Lösung des ganzen lieblichen Rätsels, so daß wir eigentlich selbst Geschichte machen müssen und zwar da, wo sie bei anderen zu Ende zu gehen pflegt. Diese Eigentümlichkeit, unterstützt und gehoben durch eine jugendfrische, jugendreine Sprache, klare, blühende Diktion, gibt nun aber den Darstellungen jenen märchenhaften Charakter, der uns scheinbar aus der ganzen gewohnten Wirklichkeit hinweghebt, so daß wir in einer feenhaften Welt selbst da zu atmen glauben, wo uns der Dichter in ein gar enges Stübchen des vierten Stockes („Kondor“) führt, von welchem aus wir nichts sehen als ein kleines Stück Nachthimmel. Des Dichters Herz öffnet sich besonders dann gern, wenn er die unermessliche Natur zeichnet und aus derselben eine mit Malertakt ausgewählte Landschaft vorführt, in allen Beleuchtungen, welche ihr die Tageszeit, in allen Wandlungen, welche ihr der kreisende Gang der Monate zu geben vermag. Was er selbst inmitten der von ihm geschilderten unendlichen Schönheit empfindet, das vermittelt er kunstvoll dem Leser. So erscheint in dem unvergleichlich schönen „Hochwald“ die „Geschichte“, die nur mit schwachem Flügelschlag die Erzählung durchweht, bloß darum ersonnen, um mit den Motiven eines Novellisten in die Zauberwelt des Hochwaldes einzudringen,

wie er denn in diesem traurig-schönen Hymnus von Leid als Lohn der Liebe die Krone aller seiner Werke schuf, da es ihm niemals wiedergelungen, das Geheimnis der Waldesschönheit in so wirkungsvoller Weise zu enthüllen, nie wieder auf solche Weise durch den Kontrast des draußen tobenden Krieges mit dem stillen Waldesfrieden, durch die Übereinstimmung der heiligen Waldesunschuld mit schuldlosen, schönen Menschenblumen, in solcher Weise Stimmung zu machen. Stifter selbst charakterisiert zur Erhärtung der letzten Behauptung sein Vorgehen dahin, er habe „die Geschichte . . . über das Knie gebrochen und sie dann in die Schubfächer seiner Phantasie hineingepropft.“ Ist ihm mithin nach dem Gesagten zunächst nicht die Kunst, sondern die Verarbeitung und poetische Verklärung seiner Eindrücke, Erfahrungen und Lieblingsneigungen Selbstzweck, so tritt denn doch seine Kunst und Kunstfertigkeit, das auf dem untersuchenden Wege des Verstandes Ergründete dem Leser dichterisch zu vermitteln, zwanglos, ohne Andeutung des inneren notwendigen Zusammenhanges — und darum echt künstlerisch — allenthalben zutage. Hierin mag es, Sealsfield vielleicht ausgenommen, kaum einen Dichter geben, der ähnliches geleistet hat. Sealsfield übertrifft Stifter an Grobheit der Auffassung und Glut der Farbengebung, dagegen steht er weit unter Stifter an gründlicher, durch tiefes Studium erworbener Kenntnis der Naturerscheinungen, die es dem Dichter ermöglichen, „das Naturleben mit allen seinen Geheimnissen“ zu erschließen und solch unübertreffliche Schilderungen des Waldes mit seinem belebenden Hauch, mit seiner Urfrische und immer neuen, wechselnden Gestaltung zu entwerfen.

Stehen gleich nicht alle Novellen auf der gleichen Stufe der Vollendung, sind ferner die in denselben behandelten Probleme keineswegs neue, überraschende, so bieten sie denn doch ausnahmslos des Schönen, Gefälligen, Interessanten und Anheimelnden soviel und sind dabei von solcher Güte, daß sie hierin das Anrecht auf dauerndes Leben und steten Ruf besitzen. Die Probleme sind wechselnd: Liebe in verschiedenen Nöten, Situationen, Krisen und Variationen; das vom Zweifel zerstörte und durch Reue neu geschaffene Glück der Unschuld; Gegensatz zwischen Seelen- und Körperschönheit; selbstloser Sinn und eisernes Streben nach Macht und Ansehen; praktische Tätigkeit in Widerstreit mit künstlerischer Vollendung; oder aber der Dichter läßt die verknöcherte Seele eines alten Menschenfeindes („Der Hagestolz“) durch den Einfluß eines kecken jugendlichen Herzens weich und geheilt werden. Zumal in Behandlung solcher seelischer Probleme weiß Stifter — was an einem solch trefflichen Pädagogen indes nicht sonderlich auffallen kann — hochpoetisch vorzugehen, indem er das verhärtete Gemüt nur sehr leise und langsam und fast

unmerklich erzittern und zerrinnen läßt. Doch läßt Stifter „den Empfindungen nicht allzu großen Raum. Er öffnet uns nicht das Herz des Individuums, daß wir mit größter Klarheit sehen, was in ihm vorgeht; sondern aus den Handlungen muß der Leser sich ein Bild des augenblicklichen Gemütszustandes machen“, — wodurch der Dichter nicht bloß echt künstlerisch vorgeht, sondern auch auf die Phantasie des Lesers am eindringlichsten zu wirken versteht, indem derselbe unwillkürlich, unbewußt, mit Blitzesschnelle in seiner Seele empfindet, was augenblicklich das Herz einer Person freud- oder leidvoll bewegt.

All diese Probleme sind der Ausfluß eines Dichtergemütes, das mit Ernst, ja Strenge an seinen Gestalten schafft und diese den Forderungen der Ethik anpaßt. Ohne seine religiöse Überzeugung, seine Konfession, aufdringlich in den Vordergrund zu stellen, offenbart sich doch überall „eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens wert ist“, eine tief sittliche Haltung und moralische Hoheit, die schneeige Reinheit seines innersten Wesens, und Hand in Hand damit tiefinnerliche Ruhe und Frieden, die wie ein bestrickender Zauber über fast alle seine Darstellungen ausgegossen sind, wie ein klarer, blauer Himmel, den keine Wolke, kein Nebel trübt. Eben durch diese Stille, durch das Schweigen aller Leidenschaften und verwirrenden Geschäfte, durch das selige Bewußtsein jenes Friedens, den die Welt nicht geben kann, übt er eine so mächtig wohltuende Wirkung auf das Gemüt aus, wie ein mit Mond und Sternen friedlich waltender Abend. Freilich pflegt er hiedurch in Einseitigkeit den sogenannten Gefühlsquietismus, der aber in seiner frischen Berges und Waldesluft nichts von seiner Gefährlichkeit ablagern kann und nur dem Dichter unliebsame Handschellen anlegt; denn er muß sich vieles entgehen lassen, und, sovielen Anlaß auch die mannigfaltigen Sonderlingsgestalten zu Witz und Satire, sowie das tägliche Leben mit seinen Schattenseiten zur Behandlung der Leidenschaften und Vorführung des großen gigantischen Schicksales geboten hätten, nirgends erscheint diese Gelegenheit ausgenützt, nirgends findet sich auch nur eine Spur davon in Situation und Ausdruck. Die idealsten Mädchenblumen und die verwittertsten alten Junggesellen sind mit derselben stillen Gleichmäßigkeit gezeichnet, Strich für Strich, feine Kupferstiche, nie derbe Holzschnitte, immer zierlich, selten kräftig; überall jedoch erfreuen prächtige Gleichnisse, überraschende Wortspiele und reiche Bilderfülle, allerorten Wohlklang und makellose Reinheit, die man nur aus so inniger Andacht für die Natur und ihre Geisterstimmen herausfühlen und glockenhell ins Leben klingen lassen kann. Daß aber trotz Schwächen Stifters Dichtungen so unwiderstehlich anmuten,

liegt nicht in den aufgezählten Merkmalen seiner Prosa, auch nicht in dem kirchlich-frommen Geiste, der allerorts weht, oder in seiner andächtigen Verehrung des Waldes und der Tälereinsamkeit, die immer auf Gott als ihren wunderbaren Schöpfer zurückgeht, ebensowenig in Ungewöhnlichem, Außerordentlichem, da der Dichter von den Wirrnissen des modernen Leben nichts weiß und auch keine Notiz nimmt; wie auch nicht in seiner sittlichen Grundlage, welche das Gemeine flieht und die Scham als Göttin heilig verehrt; endlich nicht in der Reinheit, Würde, Frömmigkeit und Keuschheit seiner Muse allzumal, sondern ist eben Geheimnis des dichterischen Genius, der sich sein unnachahmliches, bestrickendes Kleid ohne Muster webt, bei Stifter freilich nicht mühelos, indem er in seinen Briefen gesteht, daß er mit der Dichtkunst, die ihm „viele Freude gibt“, „viel Mühsal ausstehe, weil sie nicht gelingen will.“

Die ungeahnte Aufnahme, welche die „Studien“ fanden, und die soweit über Stifters Erwartung ging, daß er „oft wie im Traume“ war, bewog ihn, diese Bahn weiter zu beschreiten, ohne indes seinem Lorbeerkranze ein neues, noch glänzenderes Blatt einzuflechten. Im allgemeinen bedeuten die sechs Novellen in „Bunte Steine“ (1853), „Der Nachsommer“ (1857), „Erzählungen“ (1869), am meisten jedoch der dreibändige historisch-archäologische Roman „Witiko“ (1865) aus der mittelalterlichen Geschichte Böhmens einen Rückschritt, indem in den ersten drei Sammlungen neben unverkennbar tief empfundenen Stellen manches Greisenhafte einherläuft, das nicht mehr die Phantasie frei und ungezwungen geschaffen, dann aber auch das erzieherische Moment sich zu breit und aufdringlich macht. Zu „Witikos“ Rechtfertigung, dem noch „Wok“ und „Zawisch“ aus der heimischen Geschichte folgen sollten, nahm der Dichter mehrmals einen Anlauf, doch wollte keiner gelingen. So richtig es ist, daß „Dichter und Leser beim historischen Roman in der Luft jener vergangenen Zeit atmen“, also ein „historisches Mitleben“ feiern müssen, so bedenklich erscheint es, daß „die Gegenwart für sie nicht“ sein soll, da doch der Roman vielmehr zur Gegenwart die engsten Beziehungen unterhalten, von ihr inspiriert sein soll; „Witiko“, der in gespreizter Objektivität, in ermüdender Breite, einer langweiligen, zerhackten Form und einer „bis auf den Stil sich erstreckenden chronikenhaften Treue“ in altertümelnder Darstellung eine geistig bedeutungslose Epoche behandelt, kann mit seinen seltsamen Schnörkeln und Zickzack-Linien niemandes Lob verdienen, trotz der „großen historischen Vorarbeit, des innigen Eingehens und der Liebe“ des Dichters zur Vergangenheit seiner Personen, sowie der versuchten dichterischen Verklärung des

Stoffes zu einem Schönheitsbilde, das angesichts der „Studien“ nur verblüffend wirkt.

Stifter hat sich selbst das Horoskop gestellt und seine literarischen Bemühungen in den Worten kritisiert: Das durch Schlamm verunreinigte Wasser verfließt, die reinen Quellen sprudeln ewig. Er wußte, daß Sittlichkeit den Stempel der Wahrheit an und in sich trage und daß Wahrheit allein Gewähr biete für die Dauer, die Unvergänglichkeit von Literaturwerken. Er kannte, wie Aprent in der Vorrede zu den Briefen bemerkt, ein Höchstes, das den Besten aller Zeiten wie ein unwandelbares Gattungsmerkmal aufgeprägt ist, und hatte den Muth, es erringen zu wollen, wenngleich es ihm mit den Beglücktesten nicht ganz gelingen wollte. Selbst sein erbittertster Kritiker, der mit sich „leider nie zufrieden“ war, verschloß er sich dieser Erkenntnis, auch von seiten anderer, in keiner Weise. Mag von den siebzehn Bänden seiner Werke, die er als Dichter, Erzieher und Kritiker geschrieben, unter den Strömungen der neuesten Zeit auch manches verblaßt sein, man wird es ihm in schönwissenschaftlicher Hinsicht mit Beda Weber nie hoch genug anschlagen können, daß es einen Großteil der Lesewelt wieder aus dem Schlamme und den Kloaken herausgeführt und in den Waldesschatten und auf Bergeshöh'n gewiesen, daß sie gesunde. Er hat die Menschheit neuerdings Gottes Herrlichkeit in der Natur schauen lassen, indem er in dem Unscheinbarsten dessen Wunderwerke enthüllte. In der Schilderung desselben hat er wohl das Höchste geleistet, weil niemand wie er dem Walde, der Heide, den Bergen, den Fluten, wie den Thieren und Pflanzen, die sie bevölkern, eine solche Fülle der mannigfaltigsten Reize und Herrlichkeiten abgelauscht, niemand gleich ihm es verstanden, das Geschaute und Beobachtete mit so feinem und treuem Pinsel wiederzugeben. Und mag er auch bisweilen im glutvollen Drange die Grenzen des Erlaubten überschritten haben, ab und zu weitschweifig oder maniert geworden sein, er hat sich denn doch im Ausmalen des Kleinen fast niemals wie in einem schwer zu durchschreitenden Dickicht verirrt und so die künstlerische Komposition des Ganzen beeinträchtigt. Der Gehalt seiner Werke, speziell der kleineren, bleibt trotz manch berechtigter Nergelei so groß, der Schatz der darin aufgehäuften Poesie ist so bedeutend, die Ideen und Gedanken, die Probleme und deren Ausgestaltung sind so schön, so erhaben, so von sittlichem Ernste getragen, daß man gewiß nicht fehlgeht, mit Widmann Stifter „den Besten des deutschen Volkes zuzuzählen und seine Werke für dauerndes Gemeingut desselben“ zu erklären. Die seit 1898 möglichen und bereits realisierten Volksausgaben seiner „ausgewählten Schriften“ bieten hiezu die hilfreiche Hand. Gedenktafel und Denkmal in Ober-

plan, der Riesenobelisk auf dem Plöckenstein, dem Schauplatz seines „Hochwald“, Grabdenkmal und Stiftergasse in Linz, die zu verschiedenen Zeiten ins Leben gerufen wurden, bezeugen, daß sein Namen lebt und sein Geist im deutschen Volke wandelt, das mit Betty Paoli ihn als einen der einflußreichsten österreichischen Poeten verehrt.

Christian Urhan, ein sonderausgeprägter Kunstfürst und Heilskämpfer.

Von Dr. A. Förster.

(Schluß zu Heft II—III., 1906, S. 428—446.)

Dieser Brief ist der letzte, den Urhan in das schöne Land seiner Kindheit schickte. Einige Wochen nach dessen Absendung feierte der bescheidene Künstler seinen letzten öffentlichen Triumph. Es war in dem Badeorte Trouville-sur-Mer, unterhalb der Seine-Mündung. Die Nachricht lautet: „Die neue Kapelle wurde letzten Sonntag durch ein Musikfest feierlich eingeweiht, das man Urhan verdankt. Dieser Künstler hat die Orgel derart gespielt, daß er die zahlreiche, größtenteils der vornehmsten Pariser Gesellschaft angehörende Zuhörerschaft, die den Sommer in diesem herrlichen Lande zubringt, in tiefe Gemütsbewegung versetzt hat.“¹⁾ Da kündete er, wie in seinem Schwanenliede, zum letzten Male den von ihm erstrebten Sieg der religiösen Musik über die weltliche, bevor er in die Jubelstadt Gottes, unter die Chöre der Seligen einziehen sollte. Seit jenem Ereignis verstummen die Berichte über sein tonkünstlerisches Wirken. Auch schlummerte der Briefwechsel mit seiner Heimat am Venn wieder ein, weil er nicht mehr antwortete. Was mag sein, so fragte man sich, geduldig und bewegt wartend, daß man nichts mehr hört?

Das Geheimnis klärte sich nur zu bald in unerwünschter Weise. Im Spätsommer 1845 erhielt Margarete Wilden in Montjoie einen Brief aus Paris, den eine Schülerin Urhans, Fräulein Lecomte, geschrieben hatte. Das Schreiben teilte der Nichte des Künstlers mit, ihr Onkel sei vor einem Jahre schwer krank gewesen, nun sei er wieder ziemlich hergestellt, aber trotzdem noch sehr leidend. Seit der Krankheit habe er auch nicht mehr musiziert. Er fühle eine so große Sehnsucht nach seiner Heimat. Es sei wünschenswert, daß jemand von seiner Familie nach Paris komme, um ihn nach Montjoie mitzunehmen. Dann würde ihm vielleicht durch die Luftveränderung und die Freude, seine Familie und die Heimat

¹⁾ Revue et Gazette musicale. Paris 1844, Nr. 38, 22. Sept.